

Das Verschwinden der Wege

Ein Plädoyer zum Schutz der Wanderpfade

Gerhard Fitzthum

Wandern als Natur- und Selbsterfahrung

Daten und Fakten
zum sanften
Natursport

wanderforschung.de 10/2003
fitzwege

Die Schritte werden vom weichen Laub abgefedert, ein sanftes Rascheln untermalt die Vorwärtsbewegung. Gerade einmal schulterbreit windet sich der Pfad durch den Wald. Weil tief herunter hängende Äste den Blick versperren, bleibt sein weiterer Verlauf dem Auge verborgen, ein Geheimnis, das sich erst en passant lüftet. Keine breite Schneise gibt die Richtung vor, kein beidseitiger Stangenwald bürgt für Ordnung und Geradlinigkeit. Der Weg wurde nicht am Reißbrett entworfen, nicht einmal angelegt. Irgendwann war er einfach da, hineingetreten von Jägern oder Beerensammlern. Oder von Dorfbuben, die in der Nähe ihr Geheimversteck hatten.

Was hier beschrieben wird ist Erinnerung, denn längst gibt es diesen behaglichen Pfad nicht mehr. Er ist einer breiten Forststraße gewichen, die zwar nicht asphaltiert, aber gut befestigt ist. Obwohl einem hier keinerlei Hindernisse im Weg stehen, hat man das Gefühl, kaum noch vorwärtszukommen. Die das Geschwindigkeitsempfinden bestimmenden Elemente des Wegrandes sind einfach zu weit entfernt. Doch nicht nur die Breite, auch die Geradlinigkeit trägt dazu bei, dass man das Ausschreiten als stumpfsinnig empfindet. Wehe dem, der hier nicht mit einem inspirierenden Gesprächspartner unterwegs ist.

Die Geschichte der Zerstörung

Die Verwandlung eines abwechslungsreichen Wegleins in eine für Holztransporte konzipierte Schneise ist kein Einzel- und Ausnahmefall. Diese Entwicklung bestimmt die westlichen Industrienationen und langsam aber sicher den ganzen Globus. Wege werden heutzutage nicht mehr wie noch über Jahrhunderte einfach ausgebessert, sondern überbaut, durch größere ersetzt, und damit in ihrem Charakter zerstört. Dabei bemisst sich ihre Dimension zuweilen nicht einmal nach dem zukünftigen Gebrauch, sondern nach der Größe der Baufahrzeuge, die die Arbeiten durchführen. Allein schon der Blick auf den Maschinenpark der kommunalen und forstlichen Bauhöfe macht klar, dass die Tage der Wege nach menschlichem Maß gezählt sind.

Um noch entsprechende Formate zu finden, muss man sich heute entweder an den Stadtrand begeben, wo die Wege zum Zwecke der Naherholung geschützt werden, aber kein wirklicher Naturkontakt mehr möglich ist. Oder man muss sehr weit hinauf gehen - in alpine Höhenlagen oder in die abgelegensten Winkel der Mittelgebirge, dorthin, wo der Arm der Forstwirtschaft nicht mehr hinreicht und der Wandertourismus eine lange Tradition hat. In der Regel trifft das im Mittelgebirgsraum nur noch auf die Kammwege zu. Weil Forststraßen auf buck-

ligen Gratrücken wenig Sinn machen, belässt man die Weglein hier in ihrem angestammten Format - im Fichtelgebirge etwa oder im Schwarzwald und im Rothaargebirge. Der Rennsteig im Thüringer Wald dagegen macht seinem Namen über weite Strecken längst keine Ehre mehr: Wie die meisten anderen klassischen Wanderstrecken ist er mancherorts so breit, dass man ihn auch mit einem Sattelschlepper befahren kann.

In den gemäßigteren Gefilden des Waldes ist das alte Wegenetz dagegen bereits Geschichte. In Vogelsberg und Westerwald hat man die attraktivsten Wanderwege aufgelassen und den Wald so systematisch mit geschotterten und asphaltierten Forstmagistralen erschlossen, dass dem Wanderer die Lust am Ausschreiten vergeht. Beispiele für naturbelassene Steige mit mehr als tausend Meter Länge haben inzwischen Seltenheitswert. Das Weglein durch das Ilse-Tal im Rothaargebirge ist so einer: Auf weichem Boden geht es etliche Kilometer zwischen Steilhang und Bach entlang. Der grasbewachsene Untergrund ist so verführerisch, dass man schon mal Wanderern begegnet, bei denen die Wanderschuhe am Rucksack baumeln. Sie sind barfuß unterwegs, und die Kinder, die mit dabei sind, machen auf diese Weise eine Erfahrung, die längst auf der roten Liste der Sinneswahrnehmungen steht.

Nicht besser als im deutschen Forst ist es freilich im freien Feld. Alles, was krumm und ungeordnet erschien und nicht von modernen Großmaschinen zu bearbeiten war, fiel hier schon in den Siebziger Jahren der sogenannten Flurbereinigung zum Opfer. Die Landschaft ist seither ausgeräumt, und mit störenden Elementen wie Hecken und Obstbäumen sind auch die traditionellen Hohlwege und oftmals selbst die Wegränder verschwunden. Zwar gibt es im agrarischen Nutzungsraum auch noch Feldwege ohne Hartbelag, aber natürlich sind sie nicht mehr auf Reit- und Lasttiere und zu Fuß gehende Menschen zugeschnitten, sondern auf motorisierte Fahrzeuge. Man erkennt sie an der typischen Doppelspur: Genau in Achsenbreite finden sich nach Regenfällen zwei verschlammte Rinnen, in denen sich das grobstollige Reifenprofil des Traktors abzeichnet, nur dazwischen ist die Trasse noch intakt. Der Wanderer balanciert nun auf diesem unzerstörten Rest, dem verbliebenen Mittelstreifen einer Verkehrsader, die eigentlich dem Auto gehört.

Die Gründe für die autofreundliche Umgestaltung der Wege liegen auf der Hand. Es sind die Zwänge zur Effektivierung, von denen nach der Landwirtschaft auch die Forstwirtschaft ergriffen wurde. Das Pferd als Nutztier der Waldarbeiter hat seit langem ausgedient, das Holz wird nicht mehr mit Fuhrwerken oder einem Unimog abtransportiert, vielmehr mit Vierzigtonnern, auf denen man mit einer Fuhre gleich das Holz der halben Gemarkung wegschaffen kann. Für diese alle Schaltjahre einmal auftauchenden Ungetüme wurden die Forstwege nun aufgeweitet und mit Hartschotter versehen. Eine Ökonomie des Sonderfalls, die mehr an ursprünglicher Wegesubstanz zerstört hat, als es Raubbau, Kriege und Naturkatastrophen über Jahrhunderte vermocht hatten.

Zwar verpflichtet das Bundeswaldgesetz von 1972 den Forst dazu, den Wald nicht nur wegen seines ökonomischen Nutzens und seiner Bedeutung für den Naturhaushalt zu schützen, sondern auch wegen seiner Erholungsfunktion für die Bevölkerung. Doch in der Praxis war davon stets wenig zu spüren. Im Gegenteil: Obwohl die Bevölkerung nach § 14 ein freies Betretungsrecht genießt, werden Spaziergänger und Wanderer nach wie vor als Störfaktoren betrachtet - von privaten Waldbesitzern, die auf ihre Eigentumsrechte bestehen, von Forstbeamten, die sich auf ihren wirtschaftlichen Auftrag und auf die ohnehin unlösbaren Probleme der `Verkehrssicherungspflicht` berufen, und von Jägern, die das Wild vor allen Störungen schützen wollen, die nicht von ihnen selbst verursacht werden.

Indes scheint sich die Situation derzeit etwas zu entspannen. Zum einen ist der staatliche Wegebau seit Mitte der Neunziger Jahre weitgehend abgeschlossen, zum anderen ist jetzt in der einen oder anderen Forstverwaltung ein Gesinnungswandel zu bemerken. Vorreiter ist neben Rheinland-Pfalz auch das Land Nordrhein-Westfalen, wo wegen der nahen Ballungsgebiete

immer schon ein gewisser Erholungsdruck auf den Waldgebieten lastete. Seit wenigen Jahren spürt man hier eine Ernstnahme des gesetzlichen Bildungs- und Erholungsauftrags. Vor allem rund um den neu eröffneten Rothaarsteig werden Wanderer durch Informationstafeln und Infrastrukturmaßnahmen dazu eingeladen, sich mit dem Thema Wald auseinanderzusetzen. Seit dem 1. Januar 2003 beschäftigt die Landesforstverwaltung sogar sechs Ranger - ausgebildete Forstwirtschaftsmeister, die nach dem Vorbild der Landschaftsführer im Biosphärenreservat Rhön zu Wegebetreuern und Wanderführern umgeschult wurden. Ob die neue Institution wirklich kundenorientiert arbeiten wird oder in erster Linie dazu dient, die touristischen Bewegungen im Wald zu kontrollieren, muss sich aber noch zeigen.

Fraglich ist auch, ob andere Bundesländer dem Beispiel Nordrhein-Westfalens folgen werden. In Hessen, im Saarland und in Bayern geht es zur Zeit nämlich in die entgegengesetzte Richtung. Die Landesforstverwaltungen wurden hier unlängst zu Wirtschaftsbetrieben umstrukturiert, in denen man für die Profilierung der gesetzlich fixierten Sozialfunktionen des Waldes angeblich kein Geld mehr hat.

Von einer wandererfreundlichen Reform der staatlichen Forstämter würden die kommunalen und privaten Wälder ohnehin unbetroffen bleiben. Hier folgt man einfach dem klassischen Kosten-Nutzen Kalkül, das auch deshalb aufgeht, weil der Wegebau im Wald auch noch mit Landes- und EU-Mitteln gefördert wird. Verwunderlich ist aber, warum Politik und Öffentlichkeit sich das nach den bitteren Erfahrungen mit der Flurbereinigung einfach so gefallen lassen. Schließlich gibt es im Wald schon lange die konkurrierenden Nutzungsinteressen `Freizeit` und `Tourismus` - und die freie Hand der Waldbesitzer reduziert nicht nur die Artenvielfalt, sondern ruiniert auch die Chancen des Fremdenverkehrs.

Wege und Fremdenverkehr

Mitte des 19. Jahrhunderts, Jahrzehnte vor dem Siegeszug der motorisierten Fortbewegung, erhielten die waldreichen Mittelgebirge die Funktion als naturnahe Erholungsräume. Die neu gegründeten Wander- und Gebirgsvereine hatten sie in wenigen Jahren flächendeckend mit Wanderwegen, Ruhebänken und Aussichtstürmen erschlossen. Die Wanderlust bei der einheimischen, meist bäuerlichen Bevölkerung war freilich nicht sehr groß, umso größer war die wirtschaftliche Not in diesen von der allgemeinen Entwicklung abgehängten Randzonen. Die Wander- und Gebirgsvereine waren deshalb keine Zusammenschlüsse naturverbundener Provinzbewohner, sondern es waren Zweckbündnisse - Interessenvereinigungen zur Belebung des Fremdenverkehrs.

Das Publikum für das erholsame Ausschreiten in der Natur gab es bereits: Es stammte aus den städtischen Zentren, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen historisch beispiellosen Bevölkerungszustrom vom Land erhielten. Wohnten 1871 noch lediglich 4,8 Prozent der Deutschen in Städten mit mehr als 100 000 Einwohnern, so waren dies 1921 bereits 21,3 Prozent. Im gleichen Zeitraum versechsfachten Städte wie Duisburg und Essen ihre Einwohnerzahl.

Angesichts dieses rapiden Wachstums zeigten sich die Schattenseiten des Fortschritts nun in aller Schärfe: Lärm, Smog und Hektik reduzierten die Lebensqualität und weckten Sehnsucht nach anderen Zeitmaßen und unverdorbenen Landschaftsbildern. So begann die Geschichte des Fremdenverkehrs als Fluchtgeschichte: Dem urbanen Moloch sechs Tage in der Woche ausgeliefert, suchten die, die es sich leisten konnten, nun am Sonntag nach Nischen der Stille und der Ursprünglichkeit. Chiffre dieses nur allzu verständlichen Verlangens wurde 'Natur', die dazugehörige Praxis das Wandern.

Ideologie-Geschichte der Naturwahrnehmung

Unter dem Einfluss der Wandervogelbewegung kam es wenig später zu einem regelrechten Sturm auf die Natur - das Umherstreifen in Wald und Flur avancierte zum eigentlichen Lebenssinn. Die erste Deutsche Jugendbewegung war geboren: Sie verstand sich zwar als unpolitisch, doch dahinter steckte keine dumpfe Versöhnlichkeit, sondern ein Aufbegehren gegen die moderne Welt. Ludwig Klages, der Kritiker von Intellektualismus, Technokratie und Pragmatik, wurde zum Hausphilosophen. Sein berühmter Aufsatz "Mensch und Erde" entstand als Vortrag für den legendären Deutschen Jugendtag 1913 auf dem Hohen Meißner.

Dieser anti-moderne, großstadtfeindliche Impuls der Wandervögel machte es der Ende der Sechziger Jahre einsetzenden zweiten Deutschen Jugendbewegung schwer, an die Tradition des Schrittwechsellns in der Natur anzuknüpfen. Diese Generation war im Zeitalter des Auto-booms aufgewachsen, betrachtete die Großstadt als ureigensten Lebensort des Menschen und hatte es gelernt, die lebensreformerischen Bewegungen des Jahrhundertanfangs als Keimzellen nationalsozialistischer Heimatideologien zu interpretieren. Nahezu folgerichtig roch es für sie auch lange nach dem Ende des Nationalsozialismus in der Natur noch überall nach Blut und Boden. Wer seine Freizeit auf Feld-, Wald- und Wiesenwegen verbrachte, stand im Verdacht, seine Lektion aus der Geschichte nicht gelernt zu haben. Aus dieser `ideologiekritischen` Perspektive betrachtet, wurde der deutsche Wald zum Un-Ort schlechthin, zum Versammlungsort hoffnungsloser Spießer, zur Brutstätte rückwärtsgerichteter Gesinnungen.

Selbst Umweltschutz firmierte im Kreise dieser selbsternannten Avantgarde zunächst als reaktionär. Hans Magnus Enzensberger etwa diffamierte im Jahre 1973 die sich eben konstituierenden Umweltschutzorganisationen als Verbindungen politisch Fehlgeleiteter, "die über ihre wahren Interessen noch aufzuklären seien", hielt den Umweltgedanken also für einen genuin antifortschrittlichen Reflex.

Das Bedürfnis nach Selbstbewegung in der Natur ließ sich allerdings nicht lange niederhalten. Neben dem Dämmerurlaub an südeuropäischen Geheimtippstränden, der in den Siebziger Jahren eine beispiellose Karriere machte, begann auch und gerade in der jüngeren Generation das Interesse am Wandern neu zu erwachen - freilich unter einem neuen, unverdächtigen Etikett, das die aufkommende Tourismusindustrie prompt auch lieferte: Trekking. Im Prinzip nichts anderes als Wandern, unterschied es sich von diesem im Grunde nur durch das Abenteuerimage und die Flugzeuganreise. Zum Wandern verließ man nun das Land, am besten sogar den Kontinent, und tat das nicht allein aus Sehnsucht nach der Ferne, sondern auch, weil man den größtmöglichen Abstand zwischen sich und jenen rotweisskarierten Wandergermanen schaffen wollte, die man zurecht im deutschsprachigen Hinterland und Alpenraum vermutete. Gegenden wie die deutschen Mittelgebirge, die bayerischen Alpen, Österreich und Südtirol blieben für Trekker deshalb tabu. Man überließ sie jener Elterngeneration, die sich aus Angst vor fremden Sprachen und Kulturen über Klagenfurt, Zermatt und Salurn nicht hinausraute.

Übrig blieben im deutschen Wald neben Pilzesammlern, Jägern, Kurgästen, Verdauungsspaziergängern, Senioren und Gelegenheitswanderern vor allem die Mitglieder der 56 Gebirgs- und Wandervereine des Landes. Ihnen allein ist es zu verdanken, dass das Netz ausgewiesener Wanderwege nicht mit der Zahl seiner Nutzer mitschrumpfte. Sie markierten die größtenteils schon aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg stammenden Routen in ehrenamtlicher Arbeit auch dann immer wieder neu, wenn sie inzwischen asphaltiert waren und damit ihre Eignung für das Wandern eigentlich längst verloren hatten.

Als Schützer dieser Wege traten die im Deutschen Gebirgs- und Wanderverband zusammengeschlossenen Clubs jedoch nicht in Erscheinung, und das lässt sich aus der Nachkriegs-Geschichte des organisierten Wanderns erklären: Als sich die Vereine in den Fünfziger Jahren neu konstituiert hatten, war man auf der Suche nach politischer Windstille. Der Wald wurde

mehr und mehr zum Fluchtort derer, die nach der Katastrophe des Dritten Reichs vor allem unpolitisch sein wollten. Die Natur galt ihnen als Schutz- und Schonraum, als Idyll, das keinesfalls durch Kritik gefährdet werden durfte. Kritisiert wurde zwar der Vandalismus von Jugendgruppen, die mit Vorliebe Ruhebänke und Schutzhütten demolierten, nicht jedoch der alltägliche Vandalismus der kommunalen und forstwirtschaftlichen Baumaschinen und die Trockenlegung und Bebauung der Auen. Viele Traditionswanderer schienen mit dem kanalisiertem Wasserlauf genau so leben zu können wie mit dem mäandernden Wildbach, aus dem er hervorgegangen war. Die Naturfreunde von einst hatten für den Fortschritt plötzlich großes Verständnis.

So schmerzhaft diese Widersprüche für den Außenstehenden auch waren, in den Publikationsorganen der Vereine wurden sie kaum jemals zum Thema gemacht. Von mancher Clubhütte im Wald prangen noch heute Sinnsprüche wie "Heimat, wie bist du schön", während der Berg längst von Baggern abgefressen, von Autobahnen umzingelt ist und man wegen des ohrenbetäubenden Verkehrslärms sein eigenes Wort nicht mehr versteht.

Ist der Natur- und Umweltschutz seit etwa zwanzig Jahren im politischen Diskurs fest verankert, so ist von entsprechenden Bemühungen um die Wege nach wie vor nichts zu sehen. Die Eigner des Waldes, gleich ob Staat, Gemeinden oder private Grundbesitzer, genießen im Umgang mit ihnen geradezu einen Freibrief. Und das, so ließe sich mutmaßen, wohl auch deshalb, weil sich kritische Geister vom deutschen Wald so lange fern gehalten haben. Es gehört zu den Kuriosa der Umweltbewegungen der Achtziger Jahre, dass ihre Vertreter von politischen Stammtischen, Hörsälen oder Straßencafés aus agierten und nur selten dort zu finden waren, wo man sie am ehesten erwartet hätte - in der umgebenden Natur. Noch heute wirft sich in deutschen Wäldern kein Aktivist vor Baumaschinen, sprengt niemand einen überdimensionierten Forstpanzer in die Luft, wurde bislang kein Demonstrant gesichtet. So verschwinden unbeachtet von der Öffentlichkeit jedes Jahr hunderte von Kilometern naturbelasteter Waldwege - unwiederbringlich.

Tourismus als Retter?

Widerstand gegen die fortlaufende Zerstörung ist nicht etwa von den Umweltverbänden zu erwarten, sondern allenfalls von den Kreisen, die schon vor 130 Jahren aktiv geworden waren - von den Protagonisten des Fremdenverkehrs. Ihre Nachfahren stehen inzwischen mit dem Rücken zur Wand, weil ihnen Anfang der Neunziger Jahre die Gästezahlen wegzubrechen begannen - nicht zuletzt wegen der Gesundheitsreform, die bezahlte Aufenthalte in ländlichen Kurorten nahezu abgeschafft hat. Von Umfrageergebnissen und Marketingexperten aufgeweckt, erkennen sie plötzlich die landschaftliche Schönheit des Mittelgebirges wieder - und dessen gestiegenen touristischen Marktwert. Wie schon Ende des 19. Jahrhunderts bemüht man sich wieder um das Image eines idealen Wanderreviers, empfiehlt sich gerade aus dem Grund, den man lange Zeit verschweigen zu müssen meinte: Die provinzielle Abgeschlossenheit - die Tatsache, dass sich Fuchs und Hase hier gute Nacht sagen.

Hellhörig wurden die Verkehrsamtsleiter und Kurdirektoren durch eine Reihe von Profilstudien, die ein Marburger Expertenteam Ende der Neunziger Jahre entlang prominenter Mittelgebirgsstrecken durchgeführt hat. Sie brachten zu Tage, dass das unspektakuläre Schrittwechselln mehr denn je im Trend liegt und der heutige Wandergast kein sparsamer Kleinbürger mehr ist, sondern ein überdurchschnittlich gebildeter, anspruchsvoller und ausgabefreudiger Individualist. Als marktwirtschaftlich besonders interessant gelten nun die sogenannten Neuen Alten - ökonomisch privilegierte Zeitgenossen, die vorzeitig in den Ruhestand getreten sind und diesen aktiv genießen. Gerade sie drängen nun in den Nahraum, der ihnen in jüngeren Jahren so fern erschien. Im Unterschied zur klassischen Wandervereinsszene blicken sie auf eine bunte Urlauberbiographie zurück und haben keinerlei Berührungängste mit fremden

Kulturen, nicht einmal mit der des deutschen Hinterlands. Die weite Welt haben sie schon gesehen und die Erfahrung gemacht, dass das Urlaubsglück nicht direkt proportional zur zurückgelegten Anreisestrecke wächst, schon gar nicht, wenn die Fernreise zu einer jährlich wiederkehrenden Routineübung verkommt.

Doch auch bei den 25-35-jährigen, jener Altersgruppe, die in den 70er und 80er Jahren im Urlaub das Weite gesucht hatte, steht das sinnlich-sinnenhafte Erlebnis eines schlichten Wanderurlaubs wieder hoch im Kurs. Viele von ihnen machen in Deutschlands Wanderrevieren nicht länger nur Spaziergänge und Tagestouren, sondern Aktivurlaub, der diesen Namen verdient: Ausgiebige Streckenwanderungen, auf denen man ein verlängertes Wochenende oder noch länger unterwegs ist und den spröden Charme der ursprünglichsten aller Reiseformen genießen kann - das weiträumige Zulußgehen.

Dass sich nicht nur das soziologische Profil der Wanderer, sondern auch ihre Motive für das Durchstreifen von Feld und Wald gewandelt haben, beweisen die Ergebnisse einer Studie, die der Deutsche Tourismusverband (DTV) und der Deutsche Wanderverband im Jahr 2003 publik gemacht haben. Demnach ist der durchschnittliche Hobby-Geher heute ein Genuss-Wanderer. An Fitnessstraining ebenso uninteressiert wie an sportlichen Leistungsbeweisen, erwartet er ein möglichst intensives Naturerlebnis, idyllische, abwechslungsreiche Landschaften, schöne Picknickplätze und Einkehrmöglichkeit und abends, als Belohnung für die körperliche Anstrengung, ein gemütliches Gasthaus mit guter, regionaler Küche. In Bezug auf die Wegbeschaffenheit suchen zwei Drittel der Befragten allerdings genau das, was es im deutschen Hinterland kaum noch gibt: naturbelassene, pfadähnlich schmale Wege - und sie finden vornehmlich das, worauf sie gerne verzichten: Teer- und Hartschotterdecken. Fünfundsechzig Prozent der offiziell ausgewiesenen Wanderwege haben mittlerweile solch ermüdend harten Beläge. Vor allem diese Dissonanz dämpft die Erwartungen der Verkehrsamtsleiter. Sie müssen befürchten, dass die neuen Genusswanderer nur einmal kommen und in Zukunft wieder imposantere Landschaften mit wandererfreundlicheren Wegen aufsuchen könnten, in den Alpen etwa, oder in Cinqueterre, auf La Gomera und in Nepal.

Andererseits ist es gerade dieser Konflikt, der die Verantwortlichen seit einigen Jahren wachrüttelt. So gab es am Rothaarsteig einen richtigen Streit, die erste wirkliche Auseinandersetzung in Sachen Wegführung seit Jahrzehnten, vielleicht sogar seit Ende des Zweiten Weltkriegs. Unter dem Druck der Touristikverantwortlichen und der Medienöffentlichkeit hat eine Koalition von Forstbeamten, Gemeindevertretern und Jagdpächtern eine Umlegung des Rothaarsteigs auf die Fahrstraße zurücknehmen müssen, die sie zum Schaden des Wandertourismus in altbekannter Manier willkürlich vorgenommen hatte.

Doch auch von den Touristikern sollte man nicht allzuviel erwarten. Bekanntlich greifen sie in Krisensituationen nach jedem Strohalm - und das Wandern ist nur einer von diesen, freilich der tragfähigste. So glaubt man mancherorts sein Heil in der Ausweisung von Mountainbike-Arenas suchen zu müssen, obwohl damit nur eine verschwindend kleine Randgruppe bedient wird und Wanderer und Offroad-Radler sich nun um die letzten Naturwege rangeln. Nicht weniger verführerisch ist der große Erfolg der Radwanderwege, die jetzt überall entlang der Mittelgebirgsflüsse eröffnet wurden. Beschwerden über "unpassierbare" Wegabschnitte seitens der Radler und der Inline-Skater haben vielerorts dazu geführt, dass man die Asphaltmaschine jetzt im Namen des "Sanften Tourismus" auffahren lässt. Wie es scheint, fällt es den Provinzpolitikern leichter, sich mit dem Wunsch der Pedaltreter nach der Bereitstellung von Wegen zu identifizieren, bei denen man sein Rad nicht schmutzig macht, als mit dem Bedürfnis der Freizeitfußgänger nach Beibehaltung naturnaher Wegesubstanz.

Doch auch und gerade dort, wo man es dem neuen Wandergast Recht machen will, droht den Wegen und Pfaden nun Gefahr. Viele Ortsbeiratsmitglieder verwechseln Wanderer nach wie vor mit Sonntagsspaziergängern und entscheiden, einen Weg ordentlich befestigen, d.h. ihn

mit einer überdimensionierten Baumaschine auf Fahrstraßengröße bringen zu lassen. Statt das versiegende Kapital schöner Wanderwege rigoros zu verteidigen und den Autoverkehr dort kategorisch zu verbieten, meint man den touristischen Fußgänger auf dieser Weise vor dem Schlimmsten zu bewahren - vor jenen Schlamm Schlachten auf Naturwegen, die nur dann entstehen, wenn man den motorisierten Anliegern zuvor freie Fahrt gewährt.